

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 143.

Montag, 23. Juni.

1930.

5

7 Uhr abends

(8. Fortsetzung.)

Februar

Roman von Paul Siemos

(Nachdruck verboten.)

Seiden war es in diesem Moment nicht wohl zuhause. Selbst wenn er etwas von Wohnungseinrichtung verstanden hätte, wäre er in diesem Augenblick nicht aufgelegt gewesen, sich der geschmackvollen, rotgetönten Tapete dieses Zimmers, des echten Perser Teppichs und der modernen glatten Möbel zu erfreuen. Er kam sich fast schuldberührt vor, denn Hede Lammont schien ihn für einen Freund zu halten, und er kam, um mit ihrem Bruder abzurechnen.

Hede Lammont betrat nach wenigen Minuten das Zimmer. Sie hatte Hut und Mantel abgelegt. Trotz seiner amtlichen Tätigkeit konnte er nicht umhin, festzustellen, daß sie in der hochgeschlossenen, einfachen weißen Seidenbluse vornehm und sympathisch wirkte.

Hede Lammont eröffnete das Gespräch mit ihm, indem sie versicherte, daß sie und ihr Bruder ihm nie vergessen würden, wie er ihren Bruder gegen die Verleumdung der Andersens geschützt habe.

Seiden wich dem Kompliment aus und fragte, wo ihr Bruder sei.

Hede Lammont wies einen Zettel vor und sagte: „Er hat mir schriftlich Bescheid dagelassen, daß er in einer halben Stunde wiederkommen will. Er ist abberufen worden. Bitte, gedulden Sie sich, er wird sicher gleich hier sein.“

„Hat er etwa Wind bekommen und will fliehen?“ dachte sich der Staatsanwalt und überlegte, ob er es beantworten könne, hierzulieben. Aber Hede Lammonts Verhalten schloß jeden Widerspruch aus.

Sie nötigte ihn, Mantel und Hut abzulegen, und zwang ihn in einen Klubstuhl unter der großen Stehlampe. In den anderen Klubstuhl setzte sie sich und blickte ihn mit unverhohlener Dankbarkeit an.

„Rechtsanwalt Hedenbeil war sehr häßlich zu meinem Bruder. Finden Sie nicht auch?“ Ihre Gedanken kreisten stets noch um die Verhandlung vom Vormittag.

„Er tat schließlich nur seine Pflicht“, entschuldigte ihn Seiden. „Er kämpft für die Freiheit seiner Mandantin. Über den Rahmen des Erlaubten ging er nicht hinaus.“

„Ich weiß nicht“, entgegnete sie. „Ich habe das Gefühl, daß er meinen Bruder als persönlichen Feind empfindet.“

Seiden zuckte mit den Achseln. Nach kurzer Pause nahm sie das Gespräch wieder auf:

„Ist Ihnen auch das Gespräch zu Ohren gekommen, Herr Staatsanwalt, über Hedenbeil und die Andersens?“

Er verstand sie nicht. Sie heftete ihren Blick auf ihre feingliedrige, schmale Hand, so, als ob sie sich schäme, ihm ins Auge zu sehen, als sie erklärte: „Man sagt, daß die Andersens nicht nur die Mandantin des Rechtsanwalts Hedenbeil sei. Glauben Sie es?“

Seiden hatte von diesem Gerücht nichts gehört. Er zuckte mit den Achseln.

„Ich erwecke wohl den Eindruck, als ob ich gern Klatsche?“ fragte sie Seiden mit verlegenem Lachen, zeigte dabei ihre gepflegten weißen Zähne und zauberte ein Gräbchen in ihre Wangen. „Es ist nicht so sehr Klatschsucht“, versicherte sie, „es ist etwas ganz anderes, was mich an der Sache interessiert.“

„Sie sind nicht unbefangen, Fräulein Lammont“,

erklärte Seiden lächelnd. „Sie sind Sekundantin Ihres Bruders und, wie mir scheint, sehr eifrige Sekundantin. Wenn Sie ganz aufrichtig zu sich selbst sind, werden Sie sich vielleicht bei dem Gefühl ertappen, daß Sie froh sind, etwas Nachteiliges über die Andersens zu hören.“

„Das ist es nicht“, versetzte sie.

„Sondern?“ fragte der Staatsanwalt.

Sie wich seiner Frage plötzlich aus, schaute auf ihre Armbanduhr und sagte besorgt:

„Es ist bald sieben Uhr. Ich verstehe nicht, daß mein Bruder nicht kommt.“

„Ich habe Zeit“, tröstete der Staatsanwalt sie: „Er hatte gar nicht den Wunsch, zu gehen. Sein Gegenüber fesselte ihn ungemein.“

„Entschuldigen Sie mich einen Augenblick“, sagte sie plötzlich und erhob sich. Rasch und gertenhaft war ihr Gang. Seiden sah ihr mit einem nicht eben staatsanwaltschaftlichen Blick nach. Als sie wieder zurück kam, brachte sie Zigaretten.

„Damit Sie sich nicht so sehr langweilen“, erklärte sie. „Es ist die Lieblingsmarke meines Bruders. Es bekommt sie nicht jeder Gast präsentiert.“ Wieder erschienen die schelmischen Gräbchen auf ihren Wangen.

Seiden ließ sich nicht zureden. Er liebte Nikotin, und Lammont schien ein verwöhnter Raucher zu sein.

„Suprakta habe ich schon lange nicht mehr geraucht“, sagte er wohlgelaut. „Ihr Bruder scheint ein Genießer zu sein.“

„Es ist sein einziges Vergnügen“, erwiderte sie. „Er ist sonst der tugendhafteste Mensch und geht nie aus.“ Und dann wieder lächelnd: „Errege ich Ihren Schreden, wenn ich mir auch eine Zigarette anzünde?“

Seiden lachte.

„Man kann eine gute Hausfrau sein, auch wenn man Zigaretten raucht.“

Eine Weile sprachen sie beide nicht, sondern hüllten sich in Zigarettenrauch. Es war kein Schweigen der Verlegenheit, sondern eher ein Schweigen der Vertraulichkeit. Sie behandelte ihn wie einen langjährigen Freund der Familie. — Dann war es wieder sie, die die Unterhaltung fortsetzte.

„Es ist etwas Merkwürdiges um den Fall Andersens“, sagte sie tastend, und er fühlte, daß sie ihm etwas anvertrauen wollte. „Es ist ein ganz bestimmter Grund, weswegen ich gern wüßte, wie die Andersens zu Hedenbeil steht.“

„Und dieser Grund ist?“

„Weil Hedenbeil nicht der erste wäre, dem sie den Kopf verdreht hat.“ Sie war plötzlich sehr ernst geworden, und Seiden begann zu ahnen, was sie ihm erzählen wollte.

„Es ist komisch, daß ich mich Ihnen anvertraue, nachdem ich Sie erst seit einer halben Stunde kenne“, sagte sie mit etwas belegter Stimme, und mehr zu sich selbst, als zu ihrem Zuhörer. „Aber ich habe das Bedürfnis, mich mal auszusprechen und glaube, daß Sie mich verstehen. Wir haben unsere Eltern verloren, als wir noch Kinder waren. Unsere Mutter haben wir sozusagen überhaupt nicht mehr gekannt, und als unser Vater starb, machte mein Bruder gerade das Einjährige. Ich ging noch in die Töchterchule. Sie werden verstehen, daß sich da zwei Geschwister aneinander schließen und zusammen verwachsen. Solange ich noch Bakfiisch war.“

hat mich mein Bruder sozusagen bevertet, und später, als ich dann selbständig und reifer war, habe ich ihm die Mutter und meinetwegen auch die Frau ersetzt. Wir waren beide so aneinander gewöhnt, daß ein Auseinandergehen als etwas völlig aus dem Bereich des zu Erwägenden lag. Ich weiß nicht, ob Sie nachfühlen können, was ich da empfand, als mein Bruder mich scheinbar so obenhin, aber in Wirklichkeit doch nicht ganz ohne Absicht fragte, ob ich nicht Lust hätte, zu heiraten."

Sie zündete sich eine neue Zigarette an und fuhr fort: "Frauen sind in Gefühlsdingen sehr feinfühlig, sagt man, und ich glaube, man sagt es mit Recht. Vor einigen Monaten änderte sich das Benehmen meines Bruders, keineswegs in einer für mich verletzenden Weise, aber ich hatte doch das Gefühl, daß er sich für jemand anders interessierte."

"Für die Andersen?" fragte Seiden. Er hätte das nicht für möglich gehalten.

Hede Lammont nickte. "Ich habe keine Beweise", erklärte sie. "Er hat sich gegen mich nicht ausgesprochen. Aber er hat sich eben doch verraten. Er erzählte mir eines Tages, daß er eine Gefangene habe, eben die Andersen, die ein so besonders taktvoller Mensch sei. Ein anderes Mal sang er ein Loblied auf ihre Tüchtigkeit. Sie und da gestand er sogar auch, daß sie sehr schön sei. Kurzum, da ist etwas, was ich überhaupt nicht begründen kann; was ich aber fühlte. Er beschäftigte sich mit der Andersen, weil sie ihn irgendwie gefesselt hatte. Bei dem Charakter meines Bruders ist es nicht ausgeschlossen, daß er sich heimlich mit dem Gedanken trug, sie einmal zu heiraten. Als dann die Andersen die Anzeige gegen ihn erstattete, da war mein Bruder für einige Tage ganz geknickt. Hätte irgendeine andere Gefangene ihm diesen Racheakt gespielt, es hätte ihn nicht berührt. Aber ich glaube, es hat ihm so weh getan, weil ihm die Andersen so nahe stand, vielleicht auch, weil er sich eingebildet hatte, daß sie ihn gern sieht."

Seiden war erschüttert über das Mitgefühl, das aus Hede Lammonts Worten sprach.

Armes Mädchen!, dachte er bei sich. Sie fängt an, sich einsam zu fühlen. Ohne Wissen und Willen hatte sie ihren Bruder weiter belastet. Wenn es wirklich wahr sein sollte, daß Lammont sich in die Andersen verliebt hatte, dann wäre die Behauptung der Andersen, daß er sich ihr zu nähern versucht hatte, doppelt glaubwürdig."

Diesem letzten Gedanken gab er Ausdruck. Aber Hede Lammont sah ihn lächelnd an:

"Glauben Sie im Ernst, daß das meinen Bruder belasten kann? Glauben Sie, daß jemand, der ein Mädchen wirklich liebt, imstande ist, sie so zu beleidigen?"

Seiden antwortete nicht. Er kämpfte mit sich, ob er seinem Gegenüber von dem Brief der Vera Keesee Kenntnis geben sollte. Das Dienstliche in ihm wehrte sich dagegen; aber dann hatte er wiederum das Gefühl, als müsse er das Vertrauen, das sie ihm erwiesen hatte, erwidern.

Behutsam brachte er ihr bei, warum er gekommen sei.

Aber die Wirkung seiner Worte war anders, als er erwartet hatte. Er glaubte, sie würde erschraken, daß sie ihn beschwören würde, von allzu schroffen Maßnahmen gegen ihren Bruder abzusehen; vielleicht auch, daß sie weinend zusammenbrach. Aber Hede Lammont lachte ein fast unbekümmertes, ein verächtliches Lachen, als sie den Brief der Vera Keesee gelesen hatte.

"Das sieht ihr ähnlich", sagte sie im Brustton tiefster Verachtung, "daß sie nun noch andere dazu verhetzt, meinen Bruder zu verleumden."

Seiden hatte sofort verstanden, was sie meinte. Bisher war ihm der Gedanke, daß der Brief der Vera Keesee auf Bestellung der Andersen geschrieben worden sei, nicht gekommen.

Aber das unerschütterliche Vertrauen, das Hede Lammont in ihren Bruder setzte, wirkte ansteckend. Seiden begriff auf einmal nicht, warum er diesen Brief so ernst genommen hatte. Einer Person wie der Andersen, die den ihr so wohlwollenden Lammont verleumdet hatte, war doch schließlich auch zuzutrauen, daß sie gegen Geld und Gegendienste einen Verleumdergehilfen gebungen hatte.

Auf einmal sah Seiden den Brief der Vera Keesee unter den neuen Perspektiven: Viola Andersen hatte geglaubt, durch ihr Schauspielertalent die Richter für sich einzunehmen. Als sie aber sah, daß ihr das nicht glücken würde, daß das Spiel gefährlich für sie stand, da griff sie im letzten Augenblick zu einer neuen List und bestellte sich den Brief der Vera Keesee.

Mit einem Male war es ihm klar, warum Vera Keesee sich bisher nicht gemeldet hatte. Der Fall Andersen ging seit Wochen durch die Zeitungen und hatte sogar Parlamentsdebatten im Gefolge. Unmöglich, daß Vera Keesee von dem Fall Lammont nicht längst Kenntnis hatte, unmöglich, daß sie sich bisher nicht gemeldet hatte, wenn an ihren Behauptungen etwas Wahres wäre. Unter dieser neuen Perspektive war die Lösung für Vera Keesees Zurückhaltung nur darin zu suchen, daß sie erst so spät von der Andersen engagiert worden war.

Seiden begann wieder aufzuatmen.

Man sagt, daß diejenigen Menschen, die am meisten über Taktgefühl sprechen, am wenigsten Taktgefühl besitzen, und daß diejenigen Leute, die so laut die Bescheidenheit als Tugend loben, diese Bescheidenheit für sich selbst nicht kennen. Man renommiert am meisten mit den Eigenschaften, die man nicht besitzt.

Derjenige, der die unfreundliche, wüste Straße dieses Großstadtviertels Baumstraße genannt hatte, hatte ihr den Namen in einem solchen Anfall von Renomierversucht über Nichtvorhandenes gegeben. Es gab da keinen Baum und keinen Strauch; nur elende Hütten und Mietkasernen. In einem dieser Häuser wohnte Vera Keesee. Der Wohnsitz in diesem Viertel war keine Empfehlung für ihre Tugend.

Das waren so ungefähr die Gedanken des Hammers, als er gegen sechs Uhr Vera Keesee in ihrer Wohnung aufsuchte. Er stieg die drei Treppen mühevoll hinan und freute sich, seines Körperumfangs wegen, daß er sie jetzt im März und nicht im August erklimmen mußte.

Oben klingelte er. Ihm öffnete eine ältere Frauensperson, die Gambichler auf den ersten Augenblick im Verdacht hatte, daß sie mit dem Kuppeliparagraphen des Strafgesetzbuches hier und da schon Bekanntschaft geschlossen hatte, eine jener Großstadttypen, die die Jugend und das Paster der Straßenmädchen und jener, die es noch werden wollen, als Geldquelle benützen.

Diese Frau musterte ihn mißtrauisch. Aber Gambichlers Körperumfang war so vertrauenerweckend, daß er an Polizei und was damit zusammenhing, nicht erinnerte. Vielleicht, daß sie ihn für einen Provinzler hielt, der hierher empfohlen war. Empfehlungen hierher schienen nicht selten zu sein, denn sie begrüßte ihn mit der Frage, ob er zu Vera Keesee wolle.

"Gewiß", sagte Gambichler leutselig und mit einem Zungenschmalzer, der der Wirtin imponierte; es war Gambichlers Spezialität, sich mit Gewohnheitsverbrechern, Dirnen und ähnlichen Menschen auf guten Fuß zu stellen. Er verstand sich auf den Umgang mit ihnen und erzielte seine Erfolge dadurch, daß er in leutselig lothaler Weise sich mit ihnen unterhielt.

"Sie ist zu Hause", versicherte die Wirtin, "leste Tür, links."

Gambichler dankte, ließ für alle Fälle — der Kluge Mann baut vor — ein Geldstück in ihrer fleischigen Hand verschwinden und marschierte wohlgenut vor Fräulein Vera Keesees Tür,

(Fortsetzung folgt.)

Rosenzeit.

Rosenzeit — Rosenzeit! naßt du schon wieder, —
Raum, daß der Duft verweht von Weischen und Flieder, —
Raum, daß die Nachtigall jubelnd gesungen,
Da ist auch die Hülle der Rose gesprungen ...
Rosenzeit — Rosenzeit! schnell nicht erteile, —
In deinem Blütenkleid lange verweile,
Lasse uns Sonne noch duftgeschwellt trinken,
Ehe wir wieder im Schatten versinken. —
Daß, wenn uns Herbstesstürme umtosen,
Wir noch träumen von Sonne und Rosen ...

Anna Sols.

Die Rettung.

Skizze von Ernst Zahn.

Zwei Felder liegen unter heißer Sonne, schwarz-graue Erde, hingestrichen zwischen grüne Matten, über ihnen in einiger Höhe dunkler Tannenwald, der sich den zwei Adern so öffnet, daß sie mit ihren Säumen den im Walddunkel sich bergenden Teich erreichen können. Auf jedem der Felder sind Arbeiter beschäftigt, dort die Luise Ammann mit ihrer Mutter Kartoffeln stechend, hier Fritz Anderwert noch im Pflügen begriffen. Die zwei Frauen richten sich kaum von ihrer Arbeit auf. Die Mutter ist ein verhußeltes, bescheidenes Weiblein. Die Luise trägt ihre zweiundzwanzig Jahre wie eine Königin und ist mit ihren braunen, weichen Gliedern, dem dunklen, schönen Gesicht und dem schwarzen Haar aufgeblüht wie heißer, roter Mohn, das Zeichen des Sommers. Wenn sie so gegen die Sonne steht, einen merkwürdigen Schwung selbst im ruhenden Körper, hält Fritz Anderwert den Stier und das Pferd zurück, die nebeneinander vor seinen Pflug gespannt sind, und staunt. Dabei ist es, als gehe nun der Pflug über sein Herz und wühle da Furchen auf. Er kennt die Luise von Kindesbeinen an. Sie sind Nachbarn, nur, erst ist wohlhabender Mann mit einem Gut, das ihn und seine Alten ernährt, und sie einer armen Witwe Kind.

Fritz steht, steil, eher hager und knochig, mit einem kühnen, eigenwilligen Gesicht. Er könnte ein Südländer sein; ist aber ein guter Eidgenosse, langsam und hart. Aber ja, das Herz lehrt sich ihm um, wenn er die Luise sieht. Sechzehn war sie. Da hat er sie geküßt. Und dann stand so ziemlich fest, daß er sie heiraten würde, wenn er erst seinen Militärdienst hinter sich hatte. Dann aber nahm sie die Stelle in der Stadt an bei einem plötzlich verwitweten Vatersbruder, und dort war das Unglück geschehen. Der viel ältere Mann und das halbe Kind! Man weiß, wie das geht im kleinen Haushalt.

Drüben gegen den Waldteich hinauf spielt der Beweis jener Tage, der Hansi.

Dem Pflüger steigt es heiß aus dem Herzen zum Kampf. Himmel, wie er das Kind haßt! Als ob es etwas dafür könnte! Sie hatte es damals zurückgebracht und war selbst nicht mehr fortgegangen. Des Kindes wegen, hieß es, das sie sehr liebt. Mit ihm hatte sie nicht mehr gesprochen. Aberhaupt trug sie ihr Geschick so, daß alles Lästern, das über sie angehoben, längst still geworden war. Von niemand nahm oder erwartete sie eine Hilfe. Und so arbeiten konnte sie, daß die Leute nur noch die Schafferin in ihr sahen, kaum mehr die Entgleisite.

Grimmig schlägt Anderwert die Fäuste um die Pflughörner. Nicht der Fehltritt ist es mehr, der ihn von dem Mädchen trennt, sondern das lebendige Zeichen, der Bub. Er ist ihm wie ein Dorn im Fleisch. Was hat er da zu tun, der doch zu einem anderen Vater gehört!

Während der Horn und das Leid so in dem Manne sieden, nähert sich sein Gespann mehr und mehr dem Walde. Schon fallen mit den Baumshatten Duft und Kühle über ihn. Es dreht ihm die Augen immer wieder nach der Luise zurück. Wenn man einmal einer sein ganzes Herz verschenkt hat!

Plötzlich aber fängt auch der Bub wieder seinen Blick ein. Er hat ihn jetzt ganz nah vor sich, ein kleines, braunes, wohl-gewachsenes Kerlchen, die nackten Arme und Beine wie vom Drechsler geformt, feines blondes Kraushaar am Kopf.

Woll hebt sich der Körper des Kindes vom Dunkel des Waldes, besonders aber von dem schwarzen Glimmer des Teiches ab. Ein Sonnenstrahl trifft ihn, ohne das geheimnisvolle Wasser selbst zu streifen. Wie ein lauerndes Auge liegt der Teich im Schatten.

Tief ist er, der Teich, denkt Anderwert. Meineidig tief! Das Kind! — Hui! Es spielt nahe am Wasser, verdammt nahe! Seerosen wachsen dort. Nach denen blickt sich der Bub. Vom Ufer aus. Es kann leicht sein ...

Der Pflüger vergißt seine Arbeit. Und es wird so still, daß er das Sämmern seiner Schläfen fühlt. Wenn er sich zu weit vorbeugt, der Bub! Bis die Luise vom Feld herauf ist — Er, Fritz Anderwert, nein — kein Glied wird er rühren.

Quillt dem Manne sein ganzes Innere, ein brodelndes Durcheinander zu Kopf? Wenn das Kind nicht mehr lebt, dann ist es, als seien Dinge nie gewesen, die sich wie eine Wand zwischen ihm und Luise gestellt.

In diesem Augenblick durchquert es ihn wie ein Dolchstich. Was er kaum als möglich geglaubt, ist geschehen: Eine kleine Welle spritzt ans Ufer!

Kein Laut hat gehört. Er — er, Fritz Anderwert, weiß es allein; denn die fleißigen Frauen haben nicht darauf geachtet, wie das Kind so nahe an das Wasser gelangt ist. Anderwert hat das Gefühl, als sei ihm der ganze Körper erstoren. Starr auch die Gedanken! Aber im nächsten Augenblick reckt er die Arme. Mit Gewalt reißt er sich zusammen. Er vergißt, wer der Kleine ist. Ein Leben in Not! Mit ein paar Sähen schießt er vom Pflug fort dem Walde zu.

Nichts ist da mehr zu sehen. Nur das Wasser zieht noch kleine Kreise.

Anderwert bemerkt sich nicht. Noch im Lauf und aus irgend einem Trieb streift er die Weste ab, die ihm offen am Oberkörper hängt. Dann wirft er sich mit Hosen und Schuhen in den Teich. Er ist heiß vom Lauf, auch läßt es sich nicht leicht in dem schweren Schuhwerk schwimmen. Aber er spürt noch Grund, Uferchlamm, in dem er einsinkt. Mit tastenden Händen greift er um sich und bekommt einen kleinen Körper zu fassen. Da erst beginnt sein Herz wieder zu schlagen. Hastig zieht er das Kind an sich, hebt es hoch in seine Arme, arbeitet mit den Füßen, gewinnt festen Stand und erlimmt, mit verbissenem Trotz den Sumpf überwindend, das Ufer.

Der blonde Kopf des Knaben hängt kraftlos über seinen Arm nieder. Erst jetzt bemerkt er das. Und nun schüttelt ihn etwas, mächtiger als vorhin der hastvolle Drang zu retten. Es ist, als würden sich ein Duzend Wilde lagenartig auf ihn, um ihn zu zerreißeln, Angst, Neue, Schreden vor sich selbst, Staunen: Himmel, das Gesichtlein! Leichtlodig und seiden trotz der Masse das Haar. Die geschlossenen Lider, der kleine Mund blaß, aber nein — so etwas hat er nie gesehen.

Er legt den kleinen Körper auf den Rasen. Er beginnt ihn zu reiben. Es ist ihm, als wehrte er sich für ein eigenes.

So kommen nacheinander die zwei Frauen über ihn. Sie sind erst aufmerksam geworden, als sie ihn gegen den Teich aufstärmen sahen und im gleichen Augenblick den Knaben vermißten. Die Luise, ihrer Mutter weit voran, will sich neben Mann und Kind niederwerfen. Ihre braunen Augen sind weit vor Schrecken. Aber jetzt richtet Anderwert sich auf und stützt gleichzeitig den kleinen Oberkörper.

Das Mündlein lacht dem Buben, halb lach, halb ängstlich, daß die Mutter schelten könnte.

„Ich bin gerade noch recht gekommen“, sagt Anderwert einfach. Eigentlich ist ihm so, wie wenn er vor der Luise niederknien sollte: Du! Ich bin ein grundslechter Mensch. Ich habe dem Buben ganz anderes gewünscht.

Die Luise kann nicht reden. Sie nimmt den blonden Knaben auf und drückt ihn an sich. Sie biegt sich nieder und küßt ihn, nur einmal — sie ist keine, die Zärtlichkeit verschwendet —, aber mit seltsamer Inbrunst. Dann schaut sie den Vetter an. „Du“, sagt sie bloß, streckt ihm die Hand hin und verbeißt ein Aufschluchzen!

Fritz Anderwert nimmt die Hand. Einen Augenblick stehen sie, groß und gerade gewachsen, zwei, die zusammen passen wie Birtenzwillinge.

„Wir haben lange nicht mehr miteinander geredet“, sagt Anderwert.

„Das ist halt so“, gibt Luise mit einem kleinen Seufzer zurück. Ihr Blick weicht seitwärts.

Da verirrt sich des andern Hand auf den Kopf des Knaben. Mit einer sonderbaren Scheu und einer noch merkwürdigeren Lust läßt er sie auf dem Haar ruhen.

Eine ganze Geschichte liegt in einem minutenlangen Schweigen.

„Wir können jetzt schon wieder manchmal ein Wort sagen“, hebt dann Anderwert abermals einen Satz schwerfällig aus sich heraus. Damit streicht er auch der Luise über die braune Hand.

„Ich danke dir noch“, sagte diese.

Dann trägt das Mädchen das Kind nach der Arbeitsstelle zurück. Auch Anderwert sieht nach seinem Flug.

Die Sonne scheint. Zuweilen gehen Blide von einem Ader zum andern. Anderwert sieht, wie das Kind splinternackt in der Sonne spielt. Einmal hebt Luise den Arm und winkt.

Etwas Zerbrochenes ist wieder zusammengewachsen.

Die Sonne entzündet das Himmelsblau, daß es wie von Silber durchgossen ist. Ein Vogel singt fern, hoch in der Luft. Der Mann am Pflug treibt seine Tiere. Aber, es ist ihm, als schiebe er ein Kinderspielzeug. Und wenn er je gesungen hätte, heute würde er es getan haben. Wie der Vogel im Blau!

Zirkusgeheimnisse.

Das Geheimnis, mit Raubtieren Freundschaft zu schließen.

Von F. W. Bergen.

Zirkus! Ein Zauberwort, auch in unserer modernen Zeit! Romantisch liegt darin, lebendige Romantik, die ja so selten geworden ist im modernen Zeitalter. Was von dem Zirkus fernes Tage bis heute noch geblieben ist, sind der Wagnut und das abgerundete Können wirklicher Zirkusleute. Daß der Mensch vom Zirkus leichtlebiger, verantwortungslos, leichtsinnig wäre, ist längst als Märchen erkannt. Selten habe ich in der Welt so arbeitsfreudige, strebsame und solide Menschen gefunden wie im Zirkus. Einfache Arbeiter, die im Zelt nachts Wache hielten, fand ich beim Studieren einer fremden Sprache vor. Ich habe viele, ja sehr viele Zirkusarbeiter gefunden, die flott zwei Sprachen beherrschten. Wer, wie die Zirkusleute, harte Arbeit leisten muß, ist gezwungen, seinen Tag nach strengen Lebensregeln einzuteilen. Jeden dritten Tag tritt der Zirkus der modernen Zeit in einer anderen Stadt auf. All das viele Material muß

immer auf- und abgebaut werden, nach ehernen Gesetzen allerdings. Aber mühsam ist das wirklich.

Viel ehrliche Freude bereitet dem echten Zirkusmann das Leben mit den verschiedenartigen Tieren. Darüber sind ja schon Bücher geschrieben worden, aber immer wieder gibt es für den forschenden Menschen neue Beobachtungen. Ich selbst bin seit langer Zeit mit den verschiedensten Tieren zusammen. Mein neuestes Studium in der Tierwelt ist das Freundschaftsschließen mit Pavianaffen. Diese Tiere sind Zähneverteidiger, d. h. ihr Gebiß ist so scharf und kräftig, daß sie einen Menschen schon ordentlich verletzen können. Wer einen Affen anfäßt, wird das Gebiß sehr bald sehen und — gegebenenfalls auch zu spüren bekommen. Mit den menschenhandähnlichen Zähnen können sie tüchtig zupacken. Wer Affen zu seinen Lieblingen erziehen will, muß ihnen ihr Lieblingsfutter Tag für Tag bringen; das sind Erdnüsse, Zucker und rohe Eier. Jede Nuss ist dem Affen einzeln ins Pfötchen zu geben. Dann, nach einigen Wochen, reichen die Affen, keine Zähne mehr zeigend, auch das Pfötchen so hin, in der Erwartung, wieder Erdnüsse zu bekommen. Auf kleine Kinder sind Affen, ähnlich Leoparden und junge Tiger, ganz wild. Die Kleinen sind für diese Tiere begehrte Angriffsobjekte. Affen haben ein gutes tierisches Verständnis und Erlernungsvermögen.

Das Geheimnis nun, warum sich nicht jeder Mensch einem Raubtier nähern kann, ist einfach zu lösen: das Tier kennt seinen Herrn, wenn man so sagen darf, wie jeder Hund eben auch genau weiß, wozu er gehört und wer ihm etwas zu befehlen hat. Nicht einmal ein guter Haushund läßt sich von jedermann streicheln oder hört auf einen Fremden. Der Geruchssinn spielt in jedem Falle eine große Rolle; jeder Löwe, jeder Tiger, jeder Wolf schnuppert den Menschen ganz unbemerkt an, sobald dieser in seine Nähe kommt. Der Herr, der Dompteur, sieht keine böse Miene. Und sprechen muß man mit den Tieren, sobald man sie anfäßt, denn auch die Stimme des Menschen prägen sie sich gut ein, vor allem Kamele, Zebras und die Elefanten, die ja wohl die klügsten Tiere der Welt sind. Freundlich muß man sogar sprechen, denn in rauhen, menschlichen Tönen wittern nach meiner Beobachtung die Tiere unwillkürlich Gefahr, und sie werden dann unberechenbar. Man soll in der Jugend Raubtiere wie Hausiere behandeln, hat ein alter Tierfachmann einmal gesagt. Ein Raubtier kann zärtlich, anhänglich und treu sein. Wenn das Tier regelmäßig gut zu fressen bekommt, von Hause aus nicht böseartig ist (unter der Wildartigkeit der Raubtiere gibt es gewaltige Stufen), so kommt die „wilde Natur“ erst dann zum Durchbruch, wenn das Tier unartig gereizt und in Wut gebracht wird. Ein Zirkusmann hatte einmal einen jungen Tiger, der schwarzes Augenleiden zeigte, so gepflegt, daß er völlig gesund wurde. Nach zehn Jahren kam er in einen Zoologischen Garten, und der dankbare Tiger kannte seinen Pfleger sofort wieder, leckte ihm die Hand, murmelte und freute sich. Ich hatte vor einem Jahr einmal zwei Wölfe (ein Wolfspaar) gekauft, sie sogar im Personenauto nach Hause gefahren, so zahm waren die Tiere. In ein Kudel von 36 Wölfen sind wir eingebrungen, die Tiere waren in einem großen Käfig und scheuten natürlich außerordentlich. Nach vier Wochen, als ich die Tiere etwas härter gefüttert hatte, war das Rahme ganz verschwunden, der männliche Wolf biß mich eines Tages derart in den Arm, daß ich Angst bekam. Was der Wolf in seinen scharfen Zähnen hat, läßt er so leicht nicht wieder los. Ich hatte vergessen, freundlich mit ihm zu reden, und auch nicht daran gedacht, daß die neue Lederjacke, die ich trug, ihm noch völlig unbekannt war. Er witterte einen fremden Menschen und biß, als ich ihm wie sonst die Wähne streichelte, ganz gehörig zu. In der Erregung schrie ich den Wolf noch an, und dadurch vergrößerte ich das Unheil erst recht. Erst nach ein paar ruhigen, freundlichen Worten ließ mich das Tier wieder los; der Arm blutete stark, und die Lederjacke war dahin.

Mit wilden Tieren echte Freundschaft zu schließen ist eine große Kunst. Die Tierseele muß studiert werden. Viele Dompteur machen es mit der Grobheit, damit ist nicht viel anzufangen. Mit Liebe muß man sich dem wilden Tiere nähern; das klingt absurd, ist aber tatsachengemäß. Mit Leoparden, übrigens außerordentlich gefährlichen Tieren, kann man bei tieferem Verständnis Freundschaft schließen, die aufrichtige Freude bereitet. Ich gehe mit einem Leoparden spazieren. Einmal, als ich wieder mit dem Raubtier um den Zirkus herumwanderte, kamen gerade Pferde aus dem Stall. Ich bemerkte es nicht, und schon fuhr der Leopard, den ich an einer Kette führte, ohne eine Peitsche oder sonstwas bei mir zu haben, auf die Pferde, seinen Hauptangriffspunkt im Tierreich, los. Er schleifte mich, da ich die Kette nicht los ließ, volle 30 Meter über den Erdboden dahin. Also Spaß ist da nicht zu machen, selbst bei der besten Freundschaft nicht. Die Aufseher gingen mit den Pferden zurück, da war der Leopard wieder zufrieden. Kinder mag er nicht leiden. Zebras sind ebenfalls gefährliche Tiere. Wer von sich einem Tiere geschlagen wird, denkt zeit seines Lebens daran.

Zebras kann man ein ganzes Jahr lang gut und freundlich behandeln, sie wollen aber gar nichts von Freundschaft wissen.

Gibt man ihnen Zucker, hat man sehr darauf zu achten, daß sie nicht die Finger mit hinwegbeißen. Des Nachts sind Zebras sehr dankbare Tiere. Ich glaube beobachtet zu haben, daß sie dann annehmen, man komme nur ihnen zuliebe in den Stall. Da sind sie sehr ruhig und vernünftig. Zebras schlafen verhältnismäßig wenig. Sie sind menschenähnlich; je weniger Menschen sie sehen, desto berechenbarer sind sie.

Kamele können gute und ehrliche Menschenfreunde sein. Ich glaube, ich könnte eines unserer Kamele sogar mit in mein Wohnzimmer nehmen, es würde sich vor mein Sofa hinlegen. Jedes Wort versteht ein Kamel. Eisbären sind ganz gefährlich; ich muß sagen, daß es mir innerhalb Jahresfrist erst zweimal gelungen ist, ein Eisbärenfell anzufassen. Die Schnauze der Eisbären ist so schön kalt wie eine „Hundeschnauze“, aber sie anzufassen, das gelingt zu selten. Wenn man schon das Gebiß sieht! Eisbären sind hinterlistig, sie machen freundliche Gesichter und beißen eine Sekunde später ganz gehörig zu. Wenn der Eisbär einen menschlichen Arm am Käfig erwischt, läßt er ihn nicht mehr los. Man kann mit diesen Tieren, wenn sie erwachsen sind, selbst bei größter Nähe keine Freundschaft mehr schließen. Haben sie ein Alter von vier Monaten erreicht, dann muß man sich Tag für Tag mit ihnen abgeben. Sie bekommen ja in der Gefangenschaft keine Jungen, bleiben also ewig Raubtiere in des Worte vollster Bedeutung. Eisbären haben so starke Krallen, daß sie in der Wildnis bis drei Meter dickes Eis durchschneiden können. Dazu haben die Tiere wirklich eine Bärenkraft. Wiegt doch ein gut ausgewachsener Eisbär bis zu 15 Zentner! Wird man von einem solchen Tiere zu Boden geschlagen, dann ist keine Rettung mehr.

Das Zirkusleben ist hart, aber abwechslungsreich. Hundert Arbeiten verschiedenster Art gibt es hier. Das ist es auch, warum ich das Zirkusleben liebe. Es ist wirklich schön, mitten in diesem Berufe mit all seinen Mühen, Sorgen und Freuden zu leben. Für jeden wäre das allerdings nichts ...

Aphorismen.

Von Josh Billings.

(Übersetzung von Max Havel.)

Der Unterschied zwischen Wit und Humor ist dieser: der Wit macht uns denken, der Humor lachen.

Ich bin glücklich, daß es in dieser Welt mehr eingebildetes als wirkliches Leiden gibt.

In dieser Welt hat noch kein Mensch lange genug gelebt, um an der Unfehlbarkeit seines Urteils zu zweifeln.

Die Erfahrung mehrt unsere Weisheit, aber sie vermindert unsere Narrheit nicht.

Eines Bewunderers kann sich jeder rühmen.

Beispiele sind wie Fußspuren in der Wildnis.

Wenn die Wahrheit zu flirten beginnt, wird sie zur Phantasie.

Betrogenwordensein: eine tote Wespe mit einem lebenden Stachel.

Kleine Kinder sind Dividenden.

Die Gesellschaft verbrennt unsere natürlichen Rechte auf ihrem Altar und erklärt die Asche für heilig.

Wenn wir jung sind, ändern wir unsere Meinungen zu oft, wenn wir alt sind, zu selten.

Eines der schwierigsten und zugleich nötigsten Dinge, die alle Menschen lernen müssen, ist dieses: zu vergessen, daß sie nicht mehr jung sind.

Die zweite Liebe ist wie die zweiten Masern: der Patient erträgt sie leichter.

Die meisten Menschen möchten lieber reich sein als weise.

Eifersucht ist dem Herzen so natürlich wie das Blut dem Körper.

Hoffnung ist eine blinde Führerin — aber wo willst du eine bessere finden?